

Übersicht.

Das Evangelium und der Friede.

Das Evangelium sagt wenig vom politischen Krieg, es redet aber auch nicht viel mehr vom politischen Frieden. Der göttliche Heiland hat seinen Aposteln zwar Frieden geschenkt, aber jenen Frieden, den die Welt nicht geben kann, den Frieden des guten Gewissens (Joh. 14, 27), der äußere Bedrängnis nicht ausschließt (ebd. 15, 18). Darum endet der Herr seine Friedensrede mit den Worten: „Dies habe ich zu euch gesprochen, damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt werdet ihr Bedrängnis haben; doch seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (ebd. 16, 33).

Schon mehr auf den äußeren Frieden bezieht es sich, wenn der Apostel an Timotheus schreibt, er solle die Christen ermahnen, zu beten „für die Könige und alle Obrigkeiten, damit wir ein stilles und ruhiges Leben führen in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit“ (1 Tim. 2, 2).

Christus will nicht, daß er selbst und sein Reich mit dem Schwert verteidigt werden. Zu Petrus sprach er: „Stecke dein Schwert in die Scheide“ (Joh. 18, 11), und zu Pilatus; „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wenn mein Reich von dieser Welt wäre, dann würden ja meine Diener kämpfen, damit ich nicht den Juden überantwortet würde“ (Joh. 18, 36). Er preist die Friedfertigen selig (Matth. 5, 9). Trotzdem beteuert er: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Luk. 12, 51); und er ermahnt seine Apostel: „Wer Geld hat, nehme es, und wer keines hat, verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert“ (ebd. 22, 36). Wie reimt sich das?

Nun, es gibt nicht nur einen wahren, sondern auch einen falschen Frieden. Da wird leichtfertig gerufen: „Friede, Friede! Und doch ist kein Friede“ (Jer. 6, 14). Es ist der Friede mit den Grundsätzen der gottentfremdeten Welt, wie der Prophet sofort hinzufügt: „Sie sollten in Schande stehen, weil sie Greueltates getan haben. Doch sie schämen sich nicht in der Schmach, sie kennen das Erröten nicht.“ Gegen diesen faulen Frieden bringt der Heiland das Schwert, nicht das Schwert von Eisen, wie die Apostel damals das Wort des Herrn mißverstanden, sondern das Schwert des Geistes. Später haben die Apostel es richtig verstanden und erklärt: „Zieht an die Waffenrüstung Gottes . . ., umgürtet eure Hüfte mit Wahrheit, bekleidet euch mit dem Panzer der Gerechtigkeit, beschuht eure Füße mit der Bereitschaft zum Evangelium des Friedens, bei allem erfaßt den Schild des Glaubens . . ., ergreift den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes“ (Eph. 6, 13 ff.). Wo diese Waffenrüstung abgelegt wird, da herrscht

ein fauler Friede. Ein solcher Friede herrschte vielfach in Europa vor dem jetzigen Weltkrieg.

Prof. Joseph Mausbach schreibt in dem Buch „Kampf und Friede im äußeren und inneren Leben“ (Rempten und München 1915) S. 17 ff.: „Friede ist ein heiliges, ein süßes Wort. Aber was wir irdischen Frieden nennen, das ist oft weit entfernt vom Geist und Gehalt des Friedensgrußes Christi und ist dann ebensowenig geeignet, das gesunde Sehnen des Menschenherzens und den echten Lebensdrang der Völker zu befriedigen. Friede ist die aus der rechten Ordnung erblühende Ruhe (*tranquillitas ordinis*), das Lebensgefühl eines wohlgegliederten, gesunden Organismus. Wie stark erschüttert war dieser Friede vor dem Kampfe auch im deutschen Gemeinwesen, wie gefährlich bedroht durch revolutionäre Strömungen, soziale Unzufriedenheit, nationale Gegensätze und Reibungen. . . . Alles klagte — und nicht mit Unrecht — über den materialistischen Zug der Zeit, über den Mangel an sittlichem Idealismus und Opfer Sinn. . . . Die Hochblüte der äußeren Kultur hatte überall einen Hang zur Üppigkeit, eine Gefahr sittlicher Verweichlichung hervorgerufen. . . . Wie überall in Zeiten falschen, faulen Friedens hatte sich die feige Liebe zum Leben, die Vergötterung des langen, schmerzlosen Erdbaseins in die Volksseele eingeschlichen; schnöder Mißbrauch der Ehe, Verführung am Kindesleben, um das eigene zu schonen, waren die naturgemäße, naturzerstörende Folge. . . . Ein starker Freiheits- und Lebensdrang durchzog die Frauenwelt, ein halb edles, halb selbstisches Rufen nach Recht und Gleichheit mit dem Manne. . . . Das Glück verweichlicht nicht bloß die menschlichen Sitten, es verblendet auch die für Gott bestimmte Seele, daß sie den Zug zum Ewigen vergißt und sich völlig im Irdischen heimisch macht; erst im Dunkel der Bedrängnis werden die himmlischen Sterne wieder sichtbar. Der ruhige Kulturgenuß langer Friedensperioden wiegt die Menschheit in satte Selbstzufriedenheit ein. Die Erfolge der Technik geben ihr das Gefühl der Allmacht; die Wissenschaft träumt von Allwissenheit; die staatliche Kultur- und Wohlfahrtspolitik erscheint als irdische Vorsehung, die allgegenwärtig die fleißigen Bürger umgibt und umhegt, gegen Feuer und Hagel, Alter und Unfall ‚versichert‘; — kein Wunder, daß solche Zeiten die ‚Kultur‘ als höchste Göttin und als letztes Ziel des Menschenlebens verherrlichen. Im Kriege gerät dieser ganze stolze Bau ins Wanken.“

Ja, der Krieg hat die schlechten, gottwidrigen Erzeugnisse eines versumpfenden Friedens zum großen Teil hinweggeeggt. Er hat „langjährigen Haß und Streit zum Schweigen gebracht. . . . Die Entfremdung zwischen arm und reich ist in wenigen Tagen durch den Gedanken an das eine Vaterland überbrückt worden. Bis in die breitesten Volksschichten zeigt sich nobles Verständnis für die schweren Opfer und Lasten der Zeit. . . . Wieviel unverbrauchte sittliche Kraft im eigentlichen Volke schlummert, das wußten alle, die mit ihm in lebendiger Berührung stehen; aber soviel echtes Gold, soviel feurige Begeisterung für Kaiser und Vaterland, soviel rührende Teilnahme für alle Volkskinder, soviel überströmenden Mut in der Jugend, ihr Leben dem Ganzen zu opfern, hatte niemand erwartet. . . . Der Krieg bringt ernste Gedanken, erschütternde Beispiele der Entbehrung, der

Nichtigkeit und Schmerzlichkeit alles Endlichen. Er setzt aber auch von selbst die Kultur auf eine einfachere Stufe herab und zerschlägt den üppigen Firtlesanz und Lugs der Gesellschaftssitten. . . . Er zeigt die Unerbittlichkeit und den Adel des Todes und mahnt uns an die Pflicht, das Leben nicht als der Güter höchstes zu betrachten, sondern es mutig hinzugeben, wo es gilt, Heiligeres zu schützen, sei es im Kampfe oder im Frieden. . . . Nun erwachen die alten Frauentugenden, Ernst und Frömmigkeit und Heldengeist, in einer Stärke, daß wir erstaunt und gerührt dastehen vor Müttern, die ohne Klage acht und zehn Söhne zu den Schlachtfeldern senden! Schon wehrt sich auch der reine deutsche Frauensinn stärker gegen moderne Auswüchse der Freiheit und Lebenslust, gegen die Betonung des Sinnlich-Reizenden in Kleidung und Auftreten. . . . Wo immer, sei es auch halbverschlüttet, Glaube und Gottesfurcht im Herzen leben, da dringen sie neu-belebt hervor, wagen sich auch, ganz unmodern, gesellschaftlich hervor, schließen sich zusammen mit dem Glauben und Beten anderer zu einem starken, drängenden Strom des Flehens wie in alten Zeiten: Vater, ich rufe dich!“

Unter diesen Rücksichten ist also der Krieg besser als ein fumpfiger, sitten-verderbender Friede. Wir verstehen, wie der Glaube auch das schreckliche Kriegs-unglück uns als ein Erziehungs- und Besserungsmittel in der Hand unseres liebevollen himmlischen Vaters zu betrachten lehrt; denn wahre Liebe ist nicht weichlich, sie muß auch wehtun können, wenn es notwendig oder förderlich ist. Im Kriege nimmt Gott die Völker und die einzelnen in besonders scharfe und schmerzliche Zucht. Die guten Früchte dieser ungewöhnlich peinlichen Erziehung sind jene heldenmüthigen Thaten, die wir bei denen im Felde und bei denen daheim freudig anstaunen.

„Gewiß, es sind vielfach Tugenden des Augenblicks, heroische Aufwallungen, außerordentliche, der höchsten Not entsprungene Opfer, die wir bewundern; sie vermögen nicht die stillen Tugenden des Friedens, ihr stetiges Mühen um die Veredelung des Charakters und die Hebung der Menschheit zu ersetzen“ (S. 21). Wir dürfen auch bezweifeln, daß die sittliche Besserung bei allen den Krieg überbauern und in der kommenden Friedenszeit die erreichte Höhe behaupten wird. Schon während des Krieges hält die Tugend der Schützengräben bei manchen in den Etappen nicht stand; und daheim dauert bereits vielen das ernste Leben der Kriegszeit etwas arg lange.

So geht es immer bei der Erziehung großer Massen. Der Mensch ist frei; er kann sich jeden Augenblick von Gottes Hand aufwärts führen lassen, er kann aber auch der natürlichen Schwerkraft nachgeben und abwärts sinken. Als das deutsche Volk in seiner Gesamtheit bei dem Erstönen der Kriegspause sich in so bewundernswerter Weise aufraffte, haben doch Tausende sich in ihrem Sündenschlaf nicht stören lassen; und so mögen auch Tausende nach der verrauhten Begeisterung oder Erschütterung wieder zu der alten Torheit und dem alten Leichtsinn zurückkehren. Dagegen haben aber auch ohne Zweifel Tausende im Krieg und durch den Krieg den Weg zu jenen ewigen Höhen gefunden, von denen es keinen Absturz mehr gibt. Und in bezug auf die große Mehrheit derer, die sich im Kriege geläutert, veredelt, gestählt haben, darf man die berechtigte Hoffnung

hegen, daß sie im Frieden zur Vollenbung bringen, was sie in harter Zeit begonnen haben, daß sie in religiös-sittlicher Beziehung ein starkes Geschlecht sein und bleiben werden.

* * *

Selbst wenn wir das im Staat geeinte Volk als solches betrachten, ist nicht jeder Friede besser als der Krieg. Sonst wäre freilich der Krieg immer ein Verbrechen derer, die ihn wählen.

Bischof Michael v. Faulhaber sagt in dem Buche „Waffen des Lichtes“ (Freiburg i. Br. 1915) S. 61 ff.: „Weltfriede wäre die Weltlage nach dem Herzen des Christentums, aber nicht als Kirchhofsfriede um jeden Preis. Unter den Wertgütern des Völklerlebens gibt es Grundwerte, die ein Volk nicht preisgeben kann, ohne sich selbst preiszugeben: die Wahrheit oder wenigstens den Willen zur Wahrheit, das Recht oder wenigstens den Willen zum Recht, Ehre und Freiheit oder wenigstens den Willen zur Ehre und Freiheit. Das sind absolute Werte, ohne die ein Kulturvolk nicht leben kann — Werte, die uns kein Teufel raubt und kein Tyrannentrug uns kürzet“. Zur Wahrung dieser Wertgüter müssen gegebenenfalls andere Nationalgüter, die an sich auch als Dauerbesitz wertvoll sind, geopfert werden: Gold und Eisen und andere Umfahware, Leben und Eigentum der Bürger, die Werke der Technik, im äußersten Notfall sogar der nationale Friede. Die Völker können ohne ewigen Frieden, nicht aber ohne Treu' und Glauben, ohne Recht und Freiheit leben. Es ist ein herrliches Psalmwort (Ps. 84, 11): ‚Gerechtigkeit und Friede umarmen sich.‘ Der Friede kann nur die Gerechtigkeit, nicht das Unrecht umarmen. Ein Friede, der durch Umarmung des Unrechts gerettet würde, wäre schlimmer als der Krieg, wäre ein Friedhofsfriede an den Gräbern höherer Güter, ein moralisches Harikiri des nationalen Lebens. . . . Weltfriede ist die Weltlage nach dem Herzen des Christentums, aber nicht als Scheinfriede. Ein Zustand, der den Namen hat, er sei Friede, in Wirklichkeit aber ein maskierter Krieg ist, zerreißt auf die Dauer die Völker mehr als ein ehrlicher Krieg. Der Scheinfriede ist kein Friede, so wenig der Scheinheilige ein Heiliger ist.“

Die Propheten haben einen vollkommenen Frieden vorherverkündigt, in welchem die Schwerter in Pflugscharen, die Lanzen in Sichel umgeschmiedet werden (Jf. 2, 4), wo Gott die Bogen zerbricht, die Waffen zerschlägt und die Schilde im Feuer verbrennt (Ps. 45, 10 f.), wo Wolf und Lamm freundlich beisammen wohnen (Jf. 11, 6 ff.). Aber diese bildlichen Reden bezeichnen ein Endgut, ein Ideal, das sein sollte und in der Heimat des Himmels sein wird, hier auf Erden aber, wie alle andern Ideale, nur langsam und teilweise seine Verwirklichung findet. Während der ganzen Weltzeit seufzt und ringt die Schöpfung nach Befreiung vom Verderben (Röm. 8, 20 ff.), bis der neue Himmel und die neue Erde kommen werden (2 Petri 3, 13). Auf unserer jetzigen Erde werden die Friedensverheißungen nur in dem Maße erfüllt, als die Menschen durch ihren freien Willen die Vorschriften des Evangeliums verwirklichen.

* * *

Da scheint nun allerdings ein Grundsatz des Evangeliums den Krieg unbedingt auszuschließen und Frieden unter allen Umständen zu verlangen. „Ich sage euch: Ihr sollt dem Bösen nicht Widerstand leisten, sondern wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so biete ihm auch die andere dar. Und demjenigen, der mit dir prozeßieren und dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel. . . Ich sage euch: Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und vergewaltigen, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel seid, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen über Gerechte und Ungerechte“ (Matth. 5, 39 ff.). Wird diese Mahnung befolgt, dann sind Kriege unmöglich; und umgekehrt, wo Krieg ist, da wird dieses Gebot Christi übertreten.

Indessen, wie Bischof Faulhaber (a. a. O. S. 155) bemerkt, „man darf nicht mit dem Buchstaben der Bibel den Geist der Bibel totschlagen“. Was würde aus der gesellschaftlichen Ordnung werden, wenn Diebe, Räuber und Mörder wüßten, daß sie ungestraft ihre Schandtaten ausführen könnten? Gott ist ein Gott der Ordnung und hat der Obrigkeit das Schwert gegeben zur Aufrechthaltung der Ordnung (Röm. 13, 4). Jene Worte sind überhaupt nicht an die Vertreter der staatlichen Gewalt gerichtet, sondern an Privatpersonen, und nicht einmal für diese gelten sie unter jeder Rücksicht. Jesus bot dem Knecht des Hohenpriesters, der ihm einen Backenstreich gab, nicht die andere Wange dar, sondern verwies ihm sein Unrecht (Joh. 18, 22 f.). Paulus ließ sich von den römischen Soldaten nicht geißeln, sondern berief sich auf sein Bürgerrecht (Apg. 22, 25). In beiden Fällen handelte es sich darum, einer obrigkeitlichen Rechtsverletzung entgegenzutreten. Der Verweis des Heilandes traf weniger den feilen Diener als die ungerechten Richter, die vor jedem Richterpruch die Mißhandlung des Gefangenen duldeten, weil er ihnen verhaft war. Bei Paulus aber stand der römische Befehlshaber im Begriff, eine ungesetzliche Handlung zu begehen, ohne daß er es wußte. Darauf machte ihn der Apostel aufmerksam. Es ist also durchaus nicht immer ratsam, das Unrecht ohne Widerspruch geschehen zu lassen. Hier muß die christliche Klugheit entscheiden, ob die Rücksicht auf die eigene Vollkommenheit oder die Rücksicht auf die allgemeine Ordnung in den einzelnen Fällen den Vorrang verdient. Was Christus voll und ganz aus dem Herzen seiner Jünger fern wissen will, ist die rachsüchtige Gesinnung, das Verlangen, dem Feinde Böses mit Bösem zu vergelten. Eher soll man alles dulden, als sich selbst zum Unrechtthun verleiten lassen. Kann man aber den Übeltäter durch maßvolles Zurückweisen des Unrechts auf bessere Wege bringen, so fordert schon die Nächstenliebe, daß man dieses Mittel nicht unversucht läßt. Kurz, die Worte des Herrn wollen keinen Buchstabendienst, der tötet, sondern Verständnis und Ausführung nach dem Geist, der lebendig macht.

Das gilt für den einzelnen, der auch über das Gebotene hinaus unter Umständen auf sein Recht verzichten kann. „Die staatliche Obrigkeit dagegen hat es nicht in der Hand, mir nichts dir nichts heilige Rechte des Volkes und des Landes ohne Schwertstreich zu opfern. Auf persönliche Rechte verzichten, kann

vollkommen sein; den Rock eines andern, das Recht seiner Volksgenossen verschenken, wäre Unrecht; öffentliche Rechte des Vaterlandes opfern, wäre Verrat... Für die Völker, die als Völker nur ein Diesseitsleben führen, schließt das Gesetz der Lebensbehauptung die Pflicht der Notwehr gegen alle Schädlinge des gesunden Diesseitslebens in sich." So Bischof Faulhaber (a. a. O. S. 157 ff.).

Dazu kommt noch etwas anderes. Das Gesetz der christlichen Nächstenliebe wird im Krieg keineswegs zeitweilig außer Kraft gesetzt. Sofern dieses Gesetz ein positives Gebot ist, d. h. insofern es uns befiehlt, andern Gutes zu tun, können wir es unmöglich gegen alle in der gleichen Weise beobachten. Die Eltern müssen ihren Kindern und die Kinder ihren Eltern Liebeserweise geben, die sie andern nicht schulden. Sich selbst muß jeder insofern mehr als alle andern lieben, daß er niemals sein eigenes Seelenheil preisgibt, um andern Wohltaten zu spenden. In der äußeren Betätigung der Liebe und also auch in dem Willen zu dieser Betätigung muß notwendig die rechte Ordnung gewahrt bleiben. „Das Gebot lautet: Liebet eure Feinde! Es lautet nicht: Liebet eure Feinde mehr als euch selbst und eure Freunde, die Fremde mehr als die Heimat, das Ausland mehr als das Vaterland. In der Rangordnung der Liebe hat das Heimatland den Vorrang vor dem Ausland“ (S. 164 f.).¹

Den Versuch unserer politischen Feinde, unserem Vaterlande Böses zuzufügen, hassen wir und weisen ihn mit heiligem Zorn und dem Aufgebot all unserer Kräfte zurück. Gott haßt auch das Böse, das die Sünder tun; aber die Sünder, die das Böse tun, liebt er und will sie von ihren verkehrten Wegen abbringen. Das ist unser Vorbild für unser Verhalten gegenüber den Feinden unseres Vaterlandes: Kampf gegen die Feinde, insofern sie Feinde sind; Liebe zu ihnen, insofern sie Kinder desselben himmlischen Vaters, Brüder Jesu Christi und zur gleichen ewigen Seligkeit mit uns berufen sind.

„Gott unser Vater, wir seine Kinder, untereinander Brüder. Dieses Gnadenverhältnis gilt aber nicht allein für unser Volk. Auch die Völker anderer Zungen vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang sind berufen, als ‚Hausgenossen Gottes‘ (Eph. 2, 19) mit dem gleichen Erbrecht der Kinder Gottes (Röm. 8, 17) in der Gemeinschaft der Erlösten verbrüdet zu werden. Auch die Millionen, die heute im Kampfe auf Leben und Tod einander gegenüberstehen, beten das Vaterunser und bekennen sich damit als Kinder des gleichen Vaters und als Brüder in Christus, und keiner will ein Stiefkind des himmlischen Vaters sein“ (S. 27).

„Das Gebot der fünften Bitte, den Schuldigern zu vergeben, bleibt auch im Kriege göttliches Gebot. Die Krieger dürfen nicht aus persönlichem Haß gegen die Feinde wüten, nicht aus persönlicher Rachsucht Verwundete und Gefangene mißhandeln, nicht auf eigene Faust unnötigerweise Privateigentum schädigen. Sene Kameraden haben das fünfte Gebot des Vaterunsers recht erfaßt, die

¹ Über die Vaterlandsiebe vgl. diese Zeitschrift Bd. 88 (1914/15) S. 512 ff.

mit den Kindern ihrer Feinde die Suppe teilen und auch an den Gräbern der Feinde den Helm abnehmen und sprechen: Vater unser, vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern! Die fünfte Bitte fordert, den 'Schuldigern' zu vergeben, die schuldigen Personen nicht zu hassen; sie verwehrt aber nicht, die Schuld zu hassen und für das Unrecht am eigenen Vaterlande Sühne zu fordern, selbst wenn dann von dem Strafgericht über eine Schuld unschuldige Personen mitgetroffen werden" (E. 45 f.).

In der Überzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache beten wir um den Sieg unserer Waffen. Dieser Sieg ist zugleich die Niederlage unserer Feinde; aber wir wünschen und beten, daß diese Niederlage ihnen nicht zum Verderben, sondern zum Heil gereiche, daß sie aus dem Krieg religiös und sittlich besser hervorgehen. Fluchsprüche wider die Feinde, Schmähsreden und Verleumdungen sind und bleiben auch im Krieg von Gott verboten. Selbst wenn unsere Feinde sich nicht entblödeten, so sehr ihr Christentum und ihre Ehre zu vergessen, daß sie solch gemeine Waffen gebrauchten, dann wäre das für uns kein Grund, nun auch unsererseits unsern christlichen Namen und unsere Kultur mit einer solchen Schande zu beflecken. „Daß dich nicht besiegen vom Bösen, sondern besiege durch das Gute das Böse“ (Röm. 12, 21). Sorgen wir jetzt schon dafür, daß dem Krieg ein Friede folge, in dem wir mit unsern Feinden, die dann aufhören, unsere Feinde zu sein, wieder in Liebe und Eintracht zusammen die von Gott uns gestellten Aufgaben nach Kräften erfüllen¹.

Wir dürfen uns von Herzen freuen über all das Große, das wir an unserem Volk erlebt haben. Aber wie verächtlich wäre es, wenn wir uns in eitlem Dünkel über unsere Gegner erheben und vor Gott hintreten wollten mit den Worten: Ich danke dir, o Herr, daß ich nicht bin wie die da! Gott allein weiß, wie viele edle, große, heilige Seelen im Feindeslande leben, die ihm wohlgefälliger

¹ Ähnlich wie die katholischen Theologen erklärt das Verhältnis der christlichen Nächstenliebe zum Krieg Ludwig Ihmels, Professor der Theologie in Leipzig: „Der Krieg im Lichte der christlichen Ethik“ (Leipzig 1915) S. 18 ff. Das Gebot der Liebe von Person zu Person bleibt bestehen. Der sittlich gerechte Zorn gegen ein Volk wegen des uns zugefügten oder zugebachten Unrechts darf nie zu unsittlichem nationalem Haß werden. Rächen des Unrechts darf nie letzter Selbstzweck sein; wir müssen wünschen, daß nach dem Krieg jedes Volk wieder in seiner Weise die höchsten sittlichen Güter verwirklichen hilft.

Durchaus unerquicklich dagegen ist die Besung von Martin Rades „Dieser Krieg und das Christentum“ (Stuttgart und Berlin 1915), weil man nie weiß, wieviel christlicher Kern noch in diesem dunkeln Hin- und Herreden steckt. Das Christentum wird allerdings als nötig bezeichnet für unsere künftigen Friedensaufgaben. Wird es auch wirksame Kraft haben? „Man kann es ja dem einzelnen nicht verdenken, wenn er zögernd fragt, ob das Christentum von jetzt ab das plötzlich leisten werde, was es bisher nicht zustande gebracht habe, und wenn er nun nach Kräften sucht, die es ersetzen sollen. Aber bisher ist kein ebenbürtiger Idealismus auf der Walfahrt erschienen.“ Darum muß es das Christentum sein. Wenn wir nur wüßten, was es mit diesem Christentum auf sich hat.

sind als der selbstbewußte, tugendstolze Sittenrichter. „Es wäre nicht im Geiste des Evangeliums, immer nur in den feindlichen Augen die Splitter zu suchen, als ob es jetzt in unserem Volke keine unordentlichen und im feindlichen Volke keine ordentlichen Menschen mehr gebe. Eisenpillen bringen Bluterneuerung, aber nur, wenn die Blutarmut oder Blutvergiftung nicht schon zu weit vorgeschritten ist. Der Aufmarsch ohne Alkohol, die Rückkehr zum einfacheren Küchenzettel, die Wiedergeburt der altgermanischen Abhärtung, die ins Riesenhafte gesteigerten Strapazen im Felde werden zum mindesten in der Lebensführung des jetzt lebenden Geschlechtes heilsam nachwirken. Freilich wären mit eiserner Strenge von unsern Truppen jene Dalilagestalten fernzuhalten, in deren Fanggarn deutsche Männer, und wären es Helden wie Samson, zu Verrätern des Geheimnisses deutscher Kraft werden und den sieghaften Ehrenschild unseres Volkes dem Spott der Besiegten preisgeben. Solcher Raub an der Wehrkraft unseres Volkes schreit nach dem Richtschwert des Evangeliums: ‚Wenn deine Hand oder dein Fuß dir Ärgernis gibt, haue sie ab und wirf sie von dir‘ (Matth. 18, 9. Mark. 9, 42). Die Welt kann an deutschem Wesen nicht genesen, wenn das deutsche Wesen selber an fremder Seuche vergiftet wird. Es ist nicht genug, daß unsere Armee mit blankem Schild und reinem Gewissen ins Feld zog, wenn sie nicht auch in dieser blanken Rüstung in die Heimat zurückkehrt. Der Krieg wird je länger je mehr zu einer moralischen Kraftprobe, und noch mehr werden die ersten Jahrzehnte nach dem Krieg es werden“ (S. 175 f.).

Doch damit sind wir zu einer andern Seite der Friedensfrage gekommen: Wie soll bei uns der Friede nach dem Krieg sich gestalten? Die politischen Friedensfragen werden die Diplomaten erledigen, wahrscheinlich ohne uns zu Rate zu ziehen. Aber es gibt Friedensfragen, an deren Lösung wir alle ohne Ausnahme beteiligt sein werden, und deren Lösung um so besser sein wird, je mehr wir sie jetzt fest und klar ins Auge fassen.

Der bisherige Kriegsverlauf läßt es kaum mehr zweifelhaft erscheinen, auf wessen Seite der endliche Sieg sein wird. Aber nehmen wir einen Augenblick das Unglaubliche an, unser Volk würde nach all seinen herrlichen Siegen schließlich der Übermacht unterliegen. „Auch ein gläubiges, betendes Volk kann tief gedemütigt werden; auch ein gerechter Krieg kann unglücklich geführt und beendet werden. Wäre es anders, sähen wir Glauben und Gerechtigkeit immer und ausnahmslos auf Erden belohnt und gekrönt, so würde die Folge sein: Gottesfurcht und Tugend erschiene uns nicht mehr als Schule der selbstlosen Treue, der innerlichen Heiligkeit, der Nachfolge Christi, sondern vielen, vielen als eine irdische Glücksversicherung, als eine Attraktion. ‚Ertragen‘ müßten wir es schon in sittlichem und christlichem Geiste, wenn Gott es zuließe, daß die stolz erblühte deutsche Macht erniedrigt würde; daß statt unserer reichen, ungehemmten Kulturbewegung ein Zustand ärmlicher, bescheidener Enge wiederkehrte, wie er vor Jahrzehnten bestand, ja, daß unser Volk und Volkstum noch einmal die Schrecken einer Fremdherrschaft erlebte wie vor hundert Jahren. Mag uns eine solche Aussicht unmöglich, untröstlich erscheinen: die sittliche Kraft, zu leben, den religiösen

Halt des Glaubens und Gottvertrauens dürfen wir auch dann nicht aufgeben. Gab es doch auch in jenen dunkeln Zeiten Männer und Frauen, die groß und würdig lebten, die tapfer und trostvoll starben, ohne den neuen Frühling erlebt zu haben" (Mausbach a. a. O. S. 29 f.).

Doch weg mit diesen beängstigenden Voraussetzungen. Wir fragen nach den Aufgaben, die unser nach dem glücklich errungenen Endsieg harren.

* * *

Was fordert das Evangelium von uns für die Zeit nach dem Friedensschluß? Diese Frage beantwortet Engelbert Krebs in dem Buch: „Am Bau der Zukunft“ (Freiburg i. Br. 1915). In der Vorrede heißt es: „Die erste Reihe dieser Gedanken über den großen Krieg war überschrieben: Die Stunde unserer Heimsuchung. Sie war vorwiegend ein Trostbuch. . . . Diese neue Folge betrachtet den Krieg als Grundlegung künftiger Friedenszeit. Denn alle Kriege werden geführt um künftigen Friedens willen. So muß denn auch jeder, der diesen Krieg miterlebt, während desselben schon an sich arbeiten, damit er wert und brauchbar werde, die Zukunft unseres Volkes begründen zu helfen. Jeder hat hier seine Aufgabe, die ihn jetzt schon verpflichtet.“ Doch enthält das Buch keine systematische Abhandlung über diesen Gegenstand; es besteht vielmehr aus einer Aneinanderreihung inhaltlich sehr verschiedenartiger, volkstümlicher Aufsätze, die im Freiburger „Katholischen Gemeindeblatt“ erschienen sind. Greifen wir das eine oder andere heraus.

Die Zeit nach dem Sieg ist eine Zeit des Aufstiegs. „Wir Deutsche sind nicht im Sinken, sondern im Aufsteigen. Schöne Zeit, — schwere Zeit des Aufstiegs eines Volkes. Schöne Zeit! Haben wir es in den Friedensjahren auch einmal still und dankbar erwogen, was es heißt, leben zu dürfen in einem Volk, das nicht am Sinken, auch nicht am Stehenbleiben, sondern am Steigen ist? . . . Wir leben in einem aufsteigenden Volke. O freuen wir uns dessen, es ist eine schöne Zeit! — Aber es ist auch eine schwere Zeit.“ Ungezählte sind als blutige Opfer auf dem Felde geblieben. Zahllose unblutige Opfer des stöckenden Wirtschaftslebens sinken von ihrer Höhe herab. „Aber auch jene, die obenauf bleiben im wirtschaftlichen Leben der Kriegszeit, sie haben Grund, die Zeit des Aufstiegs nicht leicht zu nehmen. Wie wird unsere Zukunft in der Welt sich gestalten? Haß und Neid werden noch reichlicher uns zuteil werden als bisher. . . . Stellen wir uns die Zukunft nicht leichter vor als die Vergangenheit! . . . Der größte Feind eines aufsteigenden Volkes ist der innere Übermut. . . . Der Krieg mit seiner Not hat den Übermut vieler zurückgedämmt. Wie aber, wenn der Endsieg kommt, auf den wir vertrauen und bauen? Wie aber, wenn Deutschland die unbefrundene Vormacht unter den Völkern erwerben soll? — Verhehlen wir es uns nicht: dann wird die innere Gefahr des Übermutes größer sein als je zuvor. Und mit dem Übermut tragen wir den Keim des Niederganges in unserem Innern“ (S. 127 ff.).

Wir müssen es unsern Staatsmännern überlassen und tragen zu ihnen das Vertrauen, daß sie bei den Friedensverhandlungen und nachher die schweren

politischen Fragen und Aufgaben, die an sie herantreten, im Geiste der Mäßigung ohne Übermut, im Geiste der Kraft ohne schwächliches Nachgeben, im Geiste der Gerechtigkeit ohne Vergewaltigung, und im Geiste der Treue und Ehrlichkeit ohne Verschlagenheit und Hinterhältigkeit lösen werden. Das ist keine Aufgabe, die der großen Mehrzahl der Bürger gestellt wird. Wohl aber hat jeder einzelne Friedenspflichten, an deren Erfüllung er jetzt schon arbeiten muß. Diese Pflichten lassen sich auf drei zurückführen: Das Schlimme, das der Krieg angerichtet hat, nach Möglichkeit zu beseitigen, das Gute, das er gezeitigt hat, auch für die Friedenszeit dauerhaft zu machen, das Schlechte nicht wieder hochkommen zu lassen.

Eine der schlimmsten Gefahren des Krieges besteht darin, daß wir gegen unsere politischen Feinde einen Haß einsaugen, der mit den Vorschriften der christlichen Sittenlehre unvereinbar ist. Schon im Kriege selbst darf der Wille, unsern Feinden Schaden zuzufügen, nur aus gerechter Notwehr und nicht aus Haß gegen einzelne oder ganze Völker hervorgehen. Mit dem Aufhören des Krieges muß vollends jede Absicht, direkt zu schaden, ein Ende haben, der Nationalitätenhaß schwinden und die Nächstenliebe auch ihrer äußeren Betätigung nach wieder vollauf zur Geltung gelangen. Das gilt ganz unabhängig davon, wie unsere Gegner ihrerseits die Gebote Christi im zukünftigen Frieden erfüllen werden. „Denn wenn ihr nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn werdet ihr haben?“ (Matth. 5, 46.)

„Wir haben Judaskaten gegen uns erlebt. . . . Aber bedenken wir, daß es das Kennzeichen der Jünger Jesu ist, die Mitchristen, auch wenn sie Judasse sind, so zu lieben, wie Christus den Judas geliebt hat, d. h. bis ans Ende, bis jener Unselige in Verzweiflung von hinnen fuhr. Solange Menschen atmen, ist ihre Schlechtigkeit nicht verewigt, und darum dürfen wir sie nicht hassen, sondern müssen hoffen, sie einmal noch, und wäre es erst im Jenseits, als Brüder zu grüßen“ (S. 68 f.). Auch ein siegreicher Krieg würde uns sehr viel schaden, wenn er Nationalitätenhaß und Chauvinismus unter uns großzüchtete und verewigte.

Ein anderes großes Übel, das jeder Krieg bringt, ist dies, daß er so viele erwerbsunfähige Krüppel, so viele Witwen und Waisen schafft, so viele in Not und Elend stürzt, Handel und Industrie schädigt. Das sind Übel, die mit dem Ende des Krieges nicht sofort aufhören, sondern mit in die Friedenszeit hineinziehen. Ja, sie werden dann drückender sein als jetzt; denn der Gedanke: wir sind eben im Krieg, hilft über manches hinweg, was man im Frieden als eine unerträgliche Last empfindet. Gewiß wird der Staat helfen. Aber kann er helfen, wenn nicht alle, die dazu imstande sind, eine schwere Bürde an Steuern tragen? Kann er Handel und Industrie auf einmal wieder in den früheren blühenden Stand zurückversetzen? Die Kriegsindustrie und Kriegsgewinne werden aufhören, und was wird an ihre Stelle treten? Wir haben nicht so viel von unserem Volksvermögen an Fremde verloren wie unsere Gegner; aber wie lange wird es dauern, bis das in Krieganleihen festgelegte Kapital wieder für Friedenszwecke flüssig wird? So werden noch zahlreiche Schwierigkeiten auftauchen, an die wir jetzt

kaum denken. Gesezt selbst, der Staat könnte sie alle oder fast alle befriedigend lösen, können und sollen die Armen, die durch den Krieg aus ihrer bisherigen gesellschaftlichen Stellung herausgeworfen oder jener beraubt worden sind, die ihnen nicht bloß Unterhalt, sondern, was mehr ist, die Liebe eines Kindes, eines Vaters, eines Gatten spendeten, nun zufrieden sein, wenn sie das zum Leben Nötige vom Staat empfangen, im übrigen aber freudlos und wie in der Fremde weiter leben? Wie viele, die aus dem Krieg in die Heimat zurückziehen, werden dort ihre Heimatlosigkeit erst recht empfinden?

Da wird es sich zeigen, ob die Tugenden, die wir während des Krieges zu bewundern Gelegenheit hatten, auch wirkliche Tugenden waren, d. h. Dauer und Bestand haben. Krebs macht im einzelnen aufmerksam, wie wir uns schon jetzt für die Schwierigkeiten des kommenden Friedens vorbereiten und einrichten können. „Wir sehen die Witwen zahlreich werden im Lande. Laßt uns nicht vorübergehen an ihrem Leide! Laßt sie uns trösten durch den Hinweis auf Gott und auf die neuen Aufgaben, die ihrer harren. Laßt uns ihnen helfen, wie wir sie in Not sehen. Laßt uns für sie beten, daß sie selber ihren Trost suchen und finden in Gott und in den neuen Aufgaben“ (S. 65). „Kann nicht ein armes Kind an meinem Tische sich sattessen, auch wenn ich dadurch ein wenig mehr brauche oder selber ein bißchen weniger wählerisch essen muß als bisher? Kann ich nicht die Näherin, wenn sie dieses Jahr kein Ballkleid zu machen hat, ein paar Kleider schneiden lassen für arme Kinder? Kann ich nicht, auch wenn ich selber an Geld und Gut arm bin, manche Stunde, die ich sonst verändelt oder auch edlen Genüssen gewidmet habe, nun den Liebeswerken widmen? Kann ich nicht auf tausenderlei Weise Werke der Liebe tun, die meinen bisherigen Gewohnheiten zwar zuwider und schmerzlich, aber ebendadurch um so christlicher sind?“ (S. 71.)

Es ist unmöglich, hier auf alles einzelne einzugehen. Man berichtet von Feldmarschall v. Hindenburg den Spruch: „Möge unserem teuren Vaterlande der Geist von 1914 in hoffentlich langen Friedensjahren erhalten bleiben.“ Welcher Geist? Das sagt ein anderes seiner Worte: „Nächst Gott dem Herrn ist dieser glänzende Erfolg eurer Opferfreudigkeit zu danken.“ Ja, Opferfreudigkeit für die Sache des Vaterlandes auch nach dem Krieg ist der Schlüssel zur Lösung vieler Rätsel der Zukunft. Nicht Wettlauf nach Erwerb und Genuß, sondern Gebet und opferfreudiger Arbeitsgeist muß das kennzeichnende Merkmal der künftigen Friedenszeit werden, wie es nach den Blättern eine kleine Spruchtafel auf dem Tisch des Feldmarschalls verkündet: Bete und arbeite (S. 78 ff.).

Wovor wir uns im kommenden Frieden aber hüten müssen? Lieber möchte man davon nicht reden. Auch ist die Hoffnung berechtigt, daß diejenigen, die des Krieges Leid und Schrecken in reichem Maße durchgekostet und mit Starkmut ausgehalten haben, auch für die Zukunft tüchtige Bürger und eine Ehre ihres Vaterlandes bleiben werden. Aber „es gibt immer noch Menschen, die unter diesem Kriege kaum merklich gelitten haben. Es wird nach dem Kriege Menschen geben, alte und junge, die das Erlittene leicht vergessen werden. Und

es warten tausend schlimme, lüsterne, heimtückische Menschen, Jugendverführer und Unschuldszerstörer, die nur jetzt nicht ganz so offen hervortreten können, die aber nur warten, um sich dann über die siegestrunke, mit Recht lebenshungrige Jugend heranzumachen und sie in alle (oh! so „wohlverdienten!“) Genüsse und Lüste des lang entbehrten Friedens einzuführen. Du liebe Zeit, was soll denn aus all den Berliner Nachtklokalen und Münchner Ballsälen und Varietés und Lustspielhäusern und den sechsen Tänzerinnen und den schiden Kleiderkünstlern werden! Die haben doch lange genug gedarbt? Und die Witzblätter, die jetzt so anständig tun müssen . . . die wollen doch auch wieder leben? . . . Und die „leicht geschürzte (französische) Muse“ will doch auch wieder zu Wort kommen im Hoftheater und Stadtheater? Und all das Schwere und Drückende der jüngsten Vergangenheit will doch auch einmal wieder weggetanzt und ausgelöscht und erstickt sein in einem Rausche von Ausgelassenheit und Lust. . .“

„Mein Gott, mein Gott, und da sollen wir um Frieden bitten? Und da sollen wir uns nach dem Frieden sehnen, wir mit dem blutigen Leid um die Gefallenen, mit der zehrenden Sorge um die Gefährdeten, mit dem hilflosen Kummer um die wirtschaftliche Not unserer Armen! Ach, was geht die paar vom Kriege Unberührten unser Schmerz, unsere Sorge, unser Kummer an? Sie dulden uns jetzt während des Krieges. Wir sollen dann auch wieder Duldung üben gegen ihren Schmutz! Das gehört zum bürgerlichen Frieden! Also denn. Aber dann wundern wir uns nicht, wenn der Herrgott vielleicht nicht mitmacht, sondern aus Liebe zur Unschuld der vereinsamten Bräute und der jungen Witwen und der arglosen Waisen uns noch tiefer hineinführt in die Schule seiner Zucht, uns hineinführt in Hunger und Not, da der Krieg uns noch nicht mürbe gemacht hat. — Schrecklich, solche Gedanken zu denken! Nein, gehen wir an die Arbeit. Und diese Arbeit besteht darin, die gesunde Lust unserer öffentlichen Meinung, wie sie jetzt unterm Kriegshimmel weht, auch für die Zeit des Friedenssonnenscheins zu erhalten“ (S. 55 ff.).

* * *

Bischof v. Keppeler legt in dem Büchlein „Unsere toten Helden und ihr letzter Wille“ (Freiburg i. Br. 1915) den toten Helden folgende Worte in den Mund:

„Ihr dürft nun bald einziehen ins gelobte Land des Friedens, das Gott euch schenkt. Wir durften nur von ferne hineinsehen und uns hineinsehnen. Ziehst ein, frohen Herzens, ersten Sinnes, festen Schrittes. Es ist ein heiliges Land, Zoll um Zoll erkämpft mit edlem Blut. Wendet ihm all eure Sorge und Arbeit zu. Wehe, wenn durch eure Schuld der kostbare Boden von Unkraut überwuchert, von Streit und Hader zerstampft, von Laster und Niederlichkeit versumpft und verseucht und sein gesundes Friedensklima in Malaria verwandelt würde! Wehe, dann müßte unser Blut von der Erde zum Himmel schreien, dann müßten wir in Ewigkeit gegen euch zeugen! Wehe! — Wenn ihr aber das Friedensland wohl umheget, treu besorget, gut besamet und mit Edelstämmen und Edelreben bepflanzt, dann wird ihm der Sonnenschein, der Tau

und Regen von oben nicht fehlen, es werden goldene Saaten reifen und glückliche Geschlechter werden darüber wandeln und in Freuden von seinen Früchten genießen" (S. 27).

Damit dieses glückliche Ziel erreicht werde, seien neun Lebensregeln zu beobachten:

1. „Nehmet es ernst mit dem Leben! . . . Nicht Lust, nicht Genuß und Vergnügen, nicht Selbstsucht und Eigennuß kann dem Leben Goldwährung geben. Des Lebens Kern und Wert und Halt ist die Pflicht, die harte, strenge, hohe, heilige Pflicht. . . . Menschenrechte kann nur beanspruchen, wer die Menschenpflichten erfüllt; Vorrechte nur, wer andern vorgeht in der Pflichterfüllung.“
2. „Nehmet es ernst mit der Religion! Sie sei euch das Erste und Letzte, das eine Notwendige. Sie ist das Heilige, Ewige, Göttliche im sterblichen Menschenleben. . . . Sie nimmt den ganzen Menschen in Anspruch und des ganzen Menschen ganze Liebe. Liebet euern heiligen Glauben, sein wunderbares Licht, sein wundersames Dunkel. Liebet eure heilige Kirche wie eine Mutter; sie ist eure Mutter. Liebet Gottesdienst und Gotteshaus, liebet das Gebet und die menschenfreundlichen heiligen Sakramente.“
3. „Nehmet es ernst mit dem Vaterland! . . . daß die gute deutsche Art, der Vorfahren kostbares Erbe, erhalten bleibe; daß deutscher Fleiß, deutsche Ehrlichkeit, deutsche Frömmigkeit und deutsche Treue nicht schwinde, daß die Würde der Frau, die Heiligkeit der Ehe, das Heiligtum der Familie nicht angetastet werde. . . . Die größten Siege können die Nation nicht am Leben und bei Kraft erhalten, die sich selber nicht treu bleibt, die ihr Bestes eintauscht gegen fremdländische Scheinwerte und Unwerte. Richtet eine strenge Gesundheits- und Reinlichkeitspolizei ein für die Buchläden, die Schaufenster, die Schaubühnen und Theater . . . da lagert furchbar der Schmutz der verfluchten Ausländerei.“
4. „Schützt das Vaterlandes Zukunft: schirmt das Heiligtum der Ehe . . . damit sie fruchtbar bleibt und die großen Lücken wieder ausfüllen kann.“
5. „Sorget für die Zukunft: habet acht auf die Jugend. . . . Liefert nicht unsere und eure Kinder Menschen zum Experimentieren aus, die darauf ausgehen, sie der Familie und Kirche zu entfremden“.
6. „Liebet euer Vaterland, freuet euch, Deutsche zu sein! Seid freudig bereit mitzuarbeiten an der Erhaltung, Läuterung, Veredlung und Kräftigung des deutschen Volkscharakters. . . . Schulter an Schulter haben Deutschland und Österreich-Ungarn den Kampf bestanden gegen eine Welt von Feinden. Trotz ungeheuren Blutverlustes gehen sie gesünder und kräftiger, ernster und gereifter aus dem Weltkrieg hervor. . . . Schwer ist die Friedensaufgabe, an der ihr alle mitzuarbeiten habt. . . . Diese duldet keine Zwietracht und Uneinigkeit unter denen, die es mit dem Vaterlande gut meinen.“
7. „Der furchtbare Druck der Not, aber auch das heilige Feuer der Vaterlandsiebe hat zum Staunen der Welt abermals das Wunder eines einigen Deutschland und eines einigen Österreich zustande gebracht. . . . Die überwundenen Völker werden noch lange Feinde, die andern keine Freunde sein. In einer solchen Weltlage gibt es nur eine Politik: die des festen Zusammenschlusses beider Reiche, die Zusammenfassung aller Kräfte.

Deutschland und Österreich sei und bleibe für Europa das eine unteilbare Reich der Mitte, die Weltmacht des Friedens, der Hort des Völkervohles, die Heimat der wahren, vom Geist des Christentums durchdrungenen Kultur.“ 8. „Jeder rechne es sich zur Ehre, zum Volk zu zählen. Ein Herabsehen auf das gemeine Volk, wie der gemeine Ausdruck lautet, darf es nicht mehr geben, am wenigsten bei den Gebildeten und Vermöglichen. . . . Die Industriearbeiter dürfen nicht so töricht sein, sich für den privilegierten Stand anzusehen, den Bauernstand zu verachten, der sie und das Vaterland mit Brot versieht.“ 9. „Als der Krieg ausbrach, ist Friede geworden unter den Konfessionen. . . . Rettet diesen Frieden hinüber in die Zeit nach dem Krieg! Niemand verachte den andern um seines Glaubens willen. Kein Teil rede verächtlich von dem andern. Keiner ziehe mehr des andern Vaterlandstreue in Zweifel. Jeder hat vollauf zu tun auf seinem Arbeitsfeld; möge jeder schiedlich und friedlich, in edlem Wettstreit mit dem andern das seinige bebauen. Zwischen beiden Gebieten aber liegt eine breite neutrale Zone sozialer, karitativer, kultureller Betätigung; da können beide sich nützlich machen, jeder in seiner Art, jeder nach seiner Kraft, für das Vaterland, für die Menschheit, für das Reich Gottes“ (S. 15 ff.).

Die Notwendigkeit des Aufhörens verbitternden Haders, die Pflicht, bei allen Zusammenstößen entgegengesetzter Meinungen und Bestrebungen die notwendige innere Einheit nie in Gefahr zu bringen, wird auch protestantischerseits vielfach betont. So von dem Berliner Privatdozenten der Theologie Hermann Mülert in dem Buch „Der Christ und das Vaterland“ (Leipzig 1915) S. 44 f.: „Die Spannungen zwischen preussischem und deutschem Interesse und Wesen, denen wir in der Vergangenheit begegnen . . . sind auch in der Gegenwart noch nicht geschwunden. Sie können es nicht sein, so wenig die Unterschiede zwischen den Preußen und den Bayern aufgehört haben, oder innerhalb Preußens die zwischen Pommern und Rheinländern. . . . Gleichgültig, wie wir dazu stehen, wir sollen alle einsehen, daß diese Spannungen, innerhalb gesunder Grenzen gehalten, ein Stück unseres Reichtums sind. Und daß tatsächlich auch tiefgehende Gegensätze angesichts vaterländischer Not verschwinden können, das ist die große Erfahrung der ersten Augusttage 1914. Dies aber ist das zweite: wenn so große Gegensätze, wie die zwischen den bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie, jetzt das Maß von Schärfe verlieren konnten, das sie zur nationalen Gefahr machte, wenn in Süd- und Westdeutschland jetzt aus der geschichtlich begründeten Sonderart dieser Landesteile und Volksstämme jedes gefährliche Maß von Abneigung gegen das preussische Militärwesen geschwunden ist, wenn wir von den Schlachtfeldern nur den virtutis concentus, um das Wort des Tacitus zu brauchen, den Zusammenklang der Tapferkeit der Preußen und Bayern und all der andern hören, dann liegt darin Erhebenderes, als wir zu erleben hoffen durften, es liegen darin aber zugleich ernste Verpflichtungen für die Zukunft: daß wir aufhören, unsere inneren Kämpfe, soziale, politische, konfessionelle, innerkirchliche in jener verbitternden Weise zu führen, die bei uns

hergebracht, aber eine nationale Gefahr ist. Brächten wir das nicht fertig, so würde es bedeuten, daß, wie nach den Freiheitskriegen Deutschland durch die Politik der Regierenden um einen großen Teil des Erfolges kam, der auf den Schlachtfeldern errungen war, diesmal durch die Schuld des Volkes der beste Ertrag der großen Stunde wieder verloren ginge.“¹

*

*

*

Fort mit aller Bitterkeit und Gehässigkeit, besonders in religiösen Streitfragen! Das muß für alle, die es gut mit ihrem Vaterland meinen, durchaus ein wesentlicher Punkt des Programms für die künftige Friedenszeit sein. Die Wahrheit bedarf zu ihrer Verteidigung keine persönlichen Verunglimpfungen und Verächtlichungen der Gegner; und die Religion der Liebe schließt zwar nicht den Haß gegen Irrtum und Sünde aus, wohl aber den Haß gegen die Irrenden und Fehlenden.

Ist nun damit gesagt, daß das Unterscheidende und Trennende unterdrückt oder wenigstens zurückgedrängt oder verschleiert werden soll? Nein! denn Einheit in einer Rücksicht ist keine Einerleiheit in allen Dingen; am wenigsten ist sie eine künstliche oder gar gewaltsame Gleichmacherei. Es wäre gewiß sehr erwünscht und durchaus dem Willen Gottes entsprechend, wenn im Sinne unseres göttlichen Heilands „ein Hirt und eine Herde“ wäre. Selbst dann würde noch eine große Mannigfaltigkeit in der Betätigung der Religion vorhanden sein. Aber leider sind wir von diesem glücklichen Zustand weit entfernt. In unserem Vaterland sind nicht alle Bürger Christen, und nicht alle, die sich zu Christus bekennen, stimmen in Lehre, Kirche und Religionsübung überein. Wir sind nicht berechtigt, denen, deren religiöses Denken und Tun mit dem unsern nicht übereinstimmt, in Bausch und Bogen „guten Glauben“ abzusprechen. Im Gegenteil, solange nicht hinreichende Gründe im einzelnen dagegen zeugen, müssen wir ehrliche Gesinnung bei allen voraussetzen und nach dieser Voraussetzung unser Verhalten gegen sie einrichten. Das ist es, was man „bürgerliche Toleranz“ genannt hat, d. h. eine Toleranz, die in rein staatsbürgerlichen Verhältnissen niemand wegen seiner religiösen und kirchlichen Überzeugung bevorzugt oder benachteiligt, sondern in bürgerlichen Dingen den Bürger eben nur als Bürger

¹ Mulert bemüht sich, von seinen Darlegungen alles Verletzende im Ton fernzuhalten. Sachlich sind seine Urteile über Religion, Christentum und Kirche die eines Modernisten Ritschlscher Richtung. Es ist also selbstverständlich, daß ein Katholik ihnen oft genug nicht beipflichten kann, und daß er auch zuweilen durch die gewählte Ausdrucksweise sich peinlich berührt fühlt. Andererseits enthält das Buch viele zutreffende Urteile, so z. B. in dem Schlußabschnitt: „Selbstprüfung ist gut, Selbstruhm aber, auch wenn er berechtigt ist, stets eine Versuchung. Wichtiger, als daß wir erwägen, was schon gewonnen ist, bleibt es, daß wir alles tun, uns der Opfer wert zu zeigen, daß wir im Leben unseres Volkes abtun, was in dieser Zeit doppelt als Schande empfunden werden muß. Von beherrschlichen Maßregeln, gesetzlichen Reformen soll hier nicht lange die Rede sein; zwei Worte nur, um dringende Not anzudeuten: Trunkenheit und Prostitution“ (S. 207).

betrachtet und behandelt. Aber nun weiter gehen und lediglich um des gemüthlichen Zusammenlebens oder um ähnlicher Rücksichten willen seine religiöse Überzeugung verleugnen und die Vorschriften der Kirche mißachten wollen, wäre weder männlich noch christlich; es wäre charakterlos, und mit Charakterlosen ist auch der Sache des Vaterlandes nicht gedient.

In dem von Professor Heinrich Finte herausgegebenen Sammelwerk „Kraft aus der Höhe“ (Kempten und München 1915) sagt Professor Heinrich Schrörs in der Abhandlung „Die Kirche im Weltkriege“: „In den letzten Jahren ist viel die Rede gegangen von dem Zusammenschluß oder wenigstens dem Zusammenwirken der deutschen Katholiken mit den evangelischen Mitbürgern in öffentlichen Angelegenheiten. Soweit es sich um Dinge handelt, die mit dem Glauben nichts oder doch nur sehr nebenher etwas zu tun haben, ist das selbstverständlich und eine patriotische Notwendigkeit. Das staatliche Interesse und das Wohl des Vaterlandes, denen zu dienen für alle eine heilige Pflicht ist, verlangen es so gut, wie auch die Förderung des katholischen Volksteiles selbst. Der Gegensatz auf rein weltlichem Gebiete durchziehen schon zu viele unser Volk, als daß der konfessionelle hätte hinzukommen dürfen. Aber man schien sich hier und da anzuschicken, auch weiterzugehen und auch in Fragen und Bestrebungen, die ihrer Natur nach mit der Weltanschauung zusammenhängen, ein Zurückstellen dieser zu predigen. Nicht das Trennende betonen, sondern das Einigende, so hieß es. In seinem privaten Denken und Tun möge jeder sich streng nach den Grundsätzen seiner Konfession richten, aber darüber hinaus solle das mit dem gläubigen Protestantismus Gemeinsame maßgebend sein. Ohne Zweifel war das edel gemeint und waltete keineswegs die Absicht, von den Lehren der Kirche und deren unabweisbaren Folgerungen nach der weltlichen und kulturellen Richtung ein Titelchen preiszugeben. Indes spielte doch unbewußt etwas die opportunistische Furcht mit, allzu sondertümlich katholisch zu erscheinen. Es lag etwas wie ein Mangel an dem vollen, heiligstolzen Durchdrungensein von der absoluten Wahrheit des Katholizismus und deren über den Wechsel der Zeit erhabenen Macht vor.

„In dieser Hinsicht ist zu erwarten, daß der Krieg eine reinigende und erfrischende Wirkung ausübt. Er hat bereits gezeigt, welche Bedeutung man dem katholischen Prinzip und seiner Inkarnation in Kirche und Papsttum zuerkennt. Der Rückschlag kann nicht ausbleiben weder auf die geistig führenden Schichten unserer Glaubensgenossen noch auf die in andern Lagern Stehenden. Wir werden uns mehr des eigenen inneren Wertes und der äußeren Bedeutsamkeit erinnern. Jene, die andern Überzeugungen huldigen, werden uns größere Achtung und bereitwilligere Toleranz entgegenbringen. Die unter dem Druck des feindlichen Angriffes in so großartiger und erhebender Weise zum Gefühl der Einheit gekommene Nation kann diese Erkenntnis und diese Pflicht nicht mehr vollends verleugnen wollen. Schon mehrten sich die Stimmen von drüben, die eine gerechtere Beurteilung für die Zukunft künden. Daß sie Wort halten, wird zu einem guten Teile von der Haltung der Katholiken selbst abhängen. Nur das vornehme und bei aller Gerechtigkeit und Milde gegen Andersdenkende unverhüllte katho-

liche Selbstbewußtsein erzwingt Achtung. Damit ist auch am besten dem Zusammenarbeiten mit positiv gläubigen Christen fremder Bekenntnisse gedient. Denn eine wirkungsvolle Bundesgenossenschaft muß auf der anerkannten Gleichheit der Partner gegründet sein.

„Vor allem aber ist ein weiteres zu bedenken. Echtes und triebkräftiges Christentum kann es nur in der Form einer bestimmten Konfession oder, richtiger gesagt, einer Kirche geben; alles andere ist wesenlose Abstraktion, ein abgeschnittener Zweig ohne Stamm und Wurzeln. Sollen also im Deutschland der Zukunft wirklich christliche Gedanken zur Geltung kommen, so müssen sie hervorsprossen und getragen sein von dem festen Boden eines Bekenntnisses und einer kirchlichen Gemeinschaft. . . . Wir sehen es in dieser Kriegszeit. Der nach außen hervortretende religiöse Sinn im Heere und der Ernst, der Mut und das Gottvertrauen, die aus ihm quillen, stützen sich auf die Eigenart des kirchlichen Glaubens, ohne daß dieses der geschlossenen Gemeinsamkeit des Geistes in der Armee Abbruch tut. . . . Warum sollte es nicht ebenso möglich sein, wenn wir wieder den bürgerlichen Werken des Friedens obliegen? Gut katholisch und gut deutsch! So sorgen wir am besten für das innere Erklaren des Vaterlandes“ (S. 78 ff.).

*

*

*

Die katholische Religion ist, das besagt schon ihr Name, Weltreligion, wie Gott der Gott aller Menschen ist. Kein Mensch und kein Volk kann sagen: Gott braucht mich und ist in diesem Sinne mein Gott. Wir alle brauchen Gott. Wollen wir sicher sein, daß Gott auf unserer Seite steht, dann sorgen wir, daß wir auf Gottes Seite stehen. Nur in diesem Sinne reden wir von unserem Gott, nicht aber im Sinne einer Nationalreligion. Christen, die Gott ausschließlich für sich in Anspruch nehmen wollen, damit er mit ihrem nationalen Dünkel und Haß gemeinsame Sache mache, fügen Gott und ihrer Religion eine große Schmach zu.

In der Sammlung „Kraft aus der Höhe“ weist Professor Georg Pfeilschifter auf einige Beispiele solcher nationalen Verbohrtheit in Frankreich und England hin und fährt dann fort: „Unwillkürlich drängt sich uns bei dieser Wahrnehmung der Vergleich auf mit dem jüdischen Volke, dessen Messiashoffnungen aus der reinen Sphäre der Religion in die selbstsüchtige Atmosphäre der Politik herabgezogen wurden. Die von politischen Hoffnungen so lebhaft erregte jüdische Volksseele hatte sich allmählich das Bild eines politischen Messias Königs suggeriert, so daß es den wahren religiösen Messias, als er dem Messiasbegriff der Juden jene politische Bedeutung nahm und sein himmlisches Reich streng unterschied von einem irdischen Königtum, nicht mehr erkannte, sondern als falschen Messias und Volksaufwiegler ans Kreuz schlug.

„So wird auch jetzt wieder die Religion der Propheten und Jesu Christi verneint, indem man sie in nationale Dienste zwingt und zu einem Streitmittel in diesem schrecklichen Weltkrieg erniedrigt. . . .

„Auch wir sind gegen diese Gefahr nicht von vornherein gewappnet. Auch wir können zu den vielen Verlusten, die dieser Krieg an idealen Gütern uns

schon gebracht hat, auch noch den erfahren, daß wir Schaden leiden möchten an der wahren Religion Jesu Christi.

„Bleiben wir uns bewußt, daß die christliche Religion eine neue Welt höherer überirdischer Ordnung bedeutet, die über alle Ansprüche und Kraftanstrengungen der bloßen Natur wesentlich hinausliegt, übernatürlich ist. Gegenüber den Dingen der irdischen Ordnung ist die christliche Religion universell, innerlich und geistlich. Gemessen an dem Christentum sind Individuum, Familie, Nation partikularistisch und von dieser Welt. Familie und Nation sind beide nicht Selbstzweck, nicht das Absolute, sondern nur Mittel zu dem Zwecke, die Menschheit ihrer gottgewollten Bestimmung entgegenzuführen. Über all diesem irdischen Partikularismus steht, all seine Erscheinungen allzumal umfassend, mit seinen lichten Himmelskräften das Christentum. . .

„Wer für sich selbst, für seine Familie, für seine Nation Gott mit Beschlag belegt, wer sich selbst, seine Familie, seine Nation identifiziert mit den ‚Interessen‘ Gottes, der verkennet den Universalismus des christlichen Gottesbegriffes und damit auch der christlichen Religion. Und wer den Universalismus der christlichen Religion verkennet, verkennet zugleich den Universalismus der göttlichen Gnade, die sich weder an bestimmte Individuen, noch Familien, noch Nationen bindet. Er verkennet den Universalismus der Gotteskindschaft, die alle Menschen umfaßt ohne Ansehen ihrer irdischen Abstammung. Er verkennet den Universalismus der christlichen Nächstenliebe, der sozialen Kräfte des Christentums, die keine, wirklich keine Grenzen, auch nicht gegenüber dem Feinde, kennen. Er zerstört den mystischen Leib Christi, der die übernatürliche Lebensgemeinschaft aller an Christus Glaubenden aus allen Völkern und Nationen ist. Er verkennet mit einem Worte die Übernatürlichkeit und damit das Wesen der christlichen Religion. Er verwechselt hoffnungslos die Sphären des selbstsüchtigen, engen, ärmlichen irdischen Partikularismus und des die ganze Welt mit dem unendlichen Reichtum göttlicher Liebe umfassenden übernatürlichen Universalismus. . .

„Wir dürfen, da wir schon so viel verloren haben, nicht auch noch die höchsten Ideale unserer Religion gefährden: ihr himmlisches Wesen, das nicht von dieser Welt ist, und durch das doch die Welt genesen soll von den fürchterlichen moralischen Epidemien dieser Kriegszeit. Denn das universale Christentum hat als Weltreligion, die alle Menschen zu einer umfassenden Liebesgemeinschaft einigen soll, die Aufgabe, die durch diesen Weltkrieg entfesselten Instinkte einer grenzenlosen nationalen Selbstsucht zu bändigen und auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. . . , es soll schließlich versuchen, die zerrissene und zerschlagene Menschheit wieder zu einigen zu einer friedlichen Verständigung und Verbrüderung der Nationen durch den gemeinsamen Glauben an christliche Menschenwürde und christliche Menschenliebe, wozu alle in gleicher Weise berufen sind.

„Diesen völkerverbindenden christlichen Universalismus verkörpert in vorbildlicher Weise das gegenwärtige Oberhaupt unserer Kirche, Papst Benedikt XV. Er verkündet, bald umbrandet bald umschmeichelt von den Wogen des Völkermeeres, unbestechlich mit lauter, mahrender Stimme diese höchsten Ideale und

Ziele der christlichen Weltreligion. Tragen wir zu ihrer Verwirklichung bei in einer Zeit, wo es fast hoffnungslos erscheint“ (S. 89 ff.).

Papst, Bischöfe, Priester, christliche Gelehrte fordern uns auf, in diesen harten Zeiten unsere Augen nicht abzuwenden von den ewigen Bergen, von denen uns Hilfe kommt. Unsere Umschau hat uns gezeigt, wie alle einig sind in dem Bewußtsein, daß wir Gott Dank schulden für all das Große, das er bisher an uns getan hat, daß wir nicht aufhören dürfen, unsere Hände flehend zu ihm zu erheben, damit er sein Werk zu unserem Heil glücklich zu Ende führe, daß wir forschen müssen, was ihm an uns mißfällt, und die schwere Heimsuchung benutzen, um ihm wieder möglichst wohlgefällig zu werden, daß wir schon jetzt wacker Hand anlegen müssen an die Erfüllung der mannigfachen religiösen und sittlichen Aufgaben, die er uns gestellt hat, und daß wir dann, wenn wir nach Kräften mit seiner Gnade mitwirken, vertrauensvoll das beglückende Wort von ihm erwarten: Pax vobis!

Christian Pesch S. J.